



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

R., A.: Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sie beklagen sich, daß ihr Parlamentarismus durch des Kanzlers Angriffe im Auslande den Kredit einbüße. Als ob das noch möglich wäre! Umgekehrt darf man sagen: Da schon das Ausland sich eine solche Meinung von der deutschen Opposition gebildet hat, ist es nicht zu verwundern, daß der Kanzler so deutlich mit ihr redet. Und ebenso natürlich ist es, daß das vielverspottete Wort vom beschränkten Unterthanenverstande wieder populär wird, da der Unverstand sich beharrlich anmaßt, die Meinung des ganzen Volkes auszusprechen.



Kleinere Mitteilungen.

Eine Burg Deutschlands im Nordosten. Ob wir unsre Auseinandersetzung mit Rußland, die ja einmal kommen wird, auf friedlichem oder auf kriegerischem Wege zu bewerkstelligen haben werden, mag dahingestellt bleiben. Auch bei dieser Sache dürfte das Wort zutreffen, daß, wenn man die Wahl zwischen einem baldigen und einem vielleicht später ausbrechenden Kriege hat, der letztere immer vorzuziehen ist, weil niemand weiß, was sich inzwischen ereignen und am Ende doch die Erhaltung des Friedens zur Folge haben kann; hoffen wir also auf Frieden. Aber diese Hoffnung, darüber herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit, wird uns so solider sein, je besser für uns und je schlechter für den mutmaßlichen Gegner die Aussichten eines Krieges sind, und es kann uns also nach jeder Seite hin nur zur hohen Befriedigung gereichen, daß wir im höchsten Norden Preußens und Deutschlands, so recht an dem ausgesetztesten Punkte unsrer russischen Grenze, im Besitze einer gewaltigen Feste sind, der ein außergewöhnliches Maß von Widerstandskraft zugesprochen werden darf. Das ist Königsberg, die Hauptstadt Ostpreußens.

Mit dem Eindringen der Russen in Ostpreußen ist es überhaupt keine so ganz leichte Sache, wie vielfach angenommen wird. Unsre Nordostgrenze bietet allerdings, da ja der obere Teil des Memelstromes sich in russischen Händen befindet, einer von Rowno her vorrückenden russischen Armee keine großen Schwierigkeiten, aber bei Königsberg müßte die Aktion einer solchen zum Stehen kommen oder es müßte hier zur Beobachtung ein starkes Korps zurückgelassen werden, und dann würde ein solches Heer die Weichsellinie, die doch von Polen aus schon überwunden ist, erst vor sich haben. Ein von Süden eindringendes Heer würde den gleichen Schwierigkeiten begegnen und sich überdies durch die masurische Seenplatte, die es zu seiner Rechten lassen müßte, stark behindert sehen. Ein Angriff auf Ostpreußen hat also für Rußland sein Mißliches und ist dabei, wenn man nicht starke Kräfte aufbieten will, um das Land förmlich zu erobern, ziemlich gegenstandslos. Wohl aber ist die Provinz durch die in ihr sich darbietende Umfassung der russischen Stellung für uns, nämlich für einen von hier aus gegen Rußland zu führenden Angriffskrieg, von der höchsten Bedeutung; wir fassen ja von hier aus die russischen Weichselfestungen im Rücken und können bequem in einige der besten und wichtigsten russischen Provinzen einbrechen, haben auch nicht allzuweit nach St. Petersburg. Diesem Umstande entspringt der vor Jahren

vielbesprochene (und ohne allen Zweifel in gewissen Kreisen gehegte) Gedanke eines russischen „Tatarenritzes“ nach Ostpreußen, d. h. eines Einfalls, der nur zum Zwecke der ausgedehntesten Verheerung durch eine Masse leichter russischer Truppen, hauptsächlich Kavallerie, nach Ostpreußen hinein zu unternehmen wäre, um dadurch Ostpreußen auf längere Zeit unfähig zu machen, einem größeren deutschen Heere als Aufmarschgegend und Basis zu dienen; ein militärisch garnicht verwerflicher Gedanke, so abscheulich auch seine Verwirklichung vom Menschlichkeitsstandpunkte aus uns erscheinen würde. Bekanntlich haben die zahlreichen kleinen Garnisonen, welche neuerdings in unsern ostpreussischen Grenzstädten eingelegt worden sind (Soldau, Lyck, Goldap, Stallupönen, Tilsit), wesentlich mit dem Zweck, dem plötzlichen Hereinbrechen eines derartigen russischen Entschlusses zu begegnen, und man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich zu überzeugen, daß diese Garnisonen, ebenso wie die weiter landeinwärts (zu Insterburg, Lötzen, Rastenburg, Allenstein, Osterode) als Rückhalt befindlichen, durchaus systematisch für diesen Zweck ausgewählt sind, auch sehr wohl als Stützpunkte für den etwa durch Sturmläuten aufzurufenden Landsturm dienen können. Es läßt sich aber auch der Fall denken, daß Deutschland seine Streitkräfte teilen müßte und Rußland verfügbare Streitkräfte behielte, und diese Lage von Rußland dazu benutzt würde, eine so wichtige und für Rußland unter Umständen so gefährliche Provinz wie Ostpreußen ganz zu erobern und sie sich im voraus als Siegespreis zu sichern. Um dies zu bewerkstelligen, müßte sie aber eben Königsberg erobern, und das ist, Gottlob, außerordentlich schwer. Königsberg ist Ostpreußen, militärisch noch mehr als in jeder andern Hinsicht, aber dem entspricht auch seine Stärke.

Königsberg liegt bekanntlich am Hauptarme des bei Tapiau, fünf Meilen weiter oberhalb, in die Deime und den eigentlichen Pregel sich teilenden Pregelstromes; ersterer Arm fließt bei Labiau in das kurische, letzterer eine Meile unterhalb Königsbergs in das frische Haff. Der eigentliche Pregel teilt sich etwa halbwegs zwischen Tapiau und Königsberg wieder in zwei Arme, den (nördlichen) samländischen und (südlichen) natangischen Pregel, die indessen nicht weit von einander entfernt bleiben und sich erst innerhalb des von ihnen durchströmten Königsbergs, und zwar am untersten Ende der Stadt, wieder vereinigen. Die Stadt zerfällt also gewissermaßen in drei Teile: einen nördlichen, einen südlichen und einen mittleren (die Insel); diese Stadtteile sind durch acht Brücken mit einander verbunden, deren Zahl ohne Schwierigkeit beliebig vermehrt werden kann, sodaß sich die gesamte Besatzung fast ohne Zeitverlust an jeden beliebigen Punkt der Umgegend befördern läßt. Die von der Stadt ausstrahlenden fünf Eisenbahnlinien verstärken dieses günstige Verhältnis noch, da vier von ihnen ihre erste Station im Bereiche der Festung haben; ja die jetzt endlich gesicherte, innerhalb von längstens zwei Jahren zu vollendende Bahn Königsberg-Labiau wird den Nordrand der Stadt entlang eine förmliche Ringbahn bilden, deren vier erste Stationen von der Festung beherrscht werden. Die weit ausgedehnte Stadt (Königsberg ist, trotz seiner zum Teil engen Straßen, von einer ganz unverhältnismäßigen räumlichen Größe und bietet daher für ein Truppenlager praktisch unbegrenzten Spielraum) bildet nämlich nur den Kernpunkt der Befestigungsanlagen; in Entfernung von einer Meile ziehen sich zehn bis zwölf starke selbständige Werke um die Stadt und beherrschen die Gegend weithin, sodaß insbesondere der untere Pregel zwischen Stadt und frischem Haff vollständig unter den Kanonen der Festung steht und auch aufwärts an eine feindliche Ueberschreitung des Stromes erst in großer Entfernung gedacht werden kann. Hierzu tritt aber der besondre Umstand, daß zunächst die niedrigen, sumpfigen Inseln zwischen den beiden Pregel-

armen und weiter oben eine Anzahl auf dem rechten Ufer sich hinziehender und mehrfach vorspringender, den Strom hierdurch zu einem ungemein gewundenen Laufe nütigender Anhöhen jeder Ueberschreitung des Stromes ein starkes Hinderniß in den Weg legen, welches sich natürlich durch die Möglichkeit von Vorstößen aus der Festung noch ungemein steigert. Das Gesamtergebnis aus diesen eigentümlichen Verhältnissen ist, daß der Pregel auf der kurzen Strecke unterhalb Königsbergs garnicht mehr, oberhalb aber kaum früher als bei Tapiau, fünf Meilen entfernt, von einer belagernden Armee überschritten werden kann; das heißt mit andern Worten, daß das auf dem rechten und das auf dem linken Pregelufer stehende Belagerungsheer je zwei Tagemärsche brauchen, um sich einander zu Hilfe zu kommen. Dieses verzweifelte Verhältnis gestaltet sich noch schlimmer dadurch, daß das nördliche Einschließungsheer im Falle einer Niederlage schlimmstenfalls die — Ostsee, günstigen Falls immerhin den ansehnlichen Deimefluß, den bei Tapiau sich abzweigenden, in das kurische Haff gehenden Arm des Pregels, hinter sich hätte, sodaß also die schrecklichsten Schläge im Bereiche der Möglichkeit lägen, während anderseits eine Niederlage des südlichen Einschließungsheeres diejenige des nördlichen beinahe mit Notwendigkeit nach sich ziehen würde. Demgemäß muß jedes der beiden Einschließungsheere stark genug sein, um der vollen Wucht eines Angriffes aller auf deutscher Seite verfügbaren Kräfte Widerstand leisten zu können, und selbst nur auf die Möglichkeit einer Niederlage darf man es hierbei russischerseits kaum ankommen lassen. Deutscherseits aber wäre man nicht auf die Besatzung von Königsberg beschränkt. Die Wasserverbindung kann Königsberg ja garnicht genommen werden; das frische Haff ist ihm stets offen, und es kann also von der frischen Nehrung her nicht nur Vorräte und Munition, sondern auch Truppen beziehen, und die frische Nehrung steht in unmittelbarer Verbindung mit — Danzig. Ja so lange Pillau in deutschen Händen ist (und Pillau ist eine eigne, wenn auch kleine, so doch sehr widerstandsfähige Festung für sich), so lange kann man Königsberg nicht einmal den Verkehr mit der Ostsee verwehren, da Pillau die schmale Wasserstraße aus dem frischen Haff in die Ostsee beherrscht, und von hier aus auch der frischen Nehrung stets die Hand gereicht werden kann. Hier türmt sich also für den russischen Angreifer ein wahrer Berg von Schwierigkeiten empor; entweder muß er ein Heer von 120—150 000 Mann an die — immerhin langwierige — förmliche Belagerung von Königsberg setzen, oder er setzt sich furchtbaren, vielleicht vernichtenden Schlägen aus, zu deren Herbeiführung selbst ein bescheidenes deutsches Heer, welches etwa aus Danzig der Königsberger Besatzung zu Hilfe käme, genügen könnte.

Allerdings ist es nun nicht wahrscheinlich, daß Rußland sich unter gewöhnlichen Umständen zu einem Angriffe auf Ostpreußen entschließen sollte; wie schon gezeigt ist, würde ein solcher Angriff als bloße Diversion keinen rechten Zweck haben, und selbst gegen ein in Ostpreußen stehendes deutsches Heer wird Rußland sich in den meisten Fällen besser in Schlessien und Posen als an den russisch-ostpreussischen Grenzen verteidigen. Liegt es doch nahe, daß bei der geringen Entfernung Berlins von der russischen Grenze unsre Grenzprovinzen für uns ungleich wichtiger sind, als Lithauen und das Land zwischen Weichsel und Memel für die Russen ist, sodaß ein starker russischer Angriff in der Richtung auf die Ober voraussichtlich alle verfügbaren deutschen Streitkräfte auf sich ziehen würde. Behalten die Russen aber dann noch genügende Streitkräfte zu ihrer Verfügung — was uns wahrscheinlicher ist, als ihre Transportmittel zur Entfaltung von Truppen auf dem linken Weichselufer immerhin nur beschränkt sind —, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Russen mit allem, was sie noch anbieten können, einen Versuch auf

Königsberg machen, und dann wird unsre starke Burg im Nordosten zu zeigen haben, was sie leisten kann.

Zur Arbeiterschutzgesetzgebung in Belgien. Infolge der bekannten Vorgänge in Belgien im Frühjahr 1886 ist nach königlicher Entschliessung vom 15. April 1886 von dem Minister de Moreau eine Kommission zusammenberufen worden, welche alle Arbeitsverhältnisse zu prüfen und geeignete Vorschläge zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse zu entwerfen hat (Commission du travail). Diese Kommission hat sich wieder in verschiedene Abteilungen (Sections) zerlegt, welche ihre Arbeiten so weit gefördert haben, daß nicht nur bezüglich einzelner Fragen die gedruckten Berichte der gewählten Berichterstatter, sondern auch die von einzelnen Abteilungen in Vorschlag gebrachten und von der Kommission angenommenen Beschlüsse ebenfalls gedruckt vorliegen.

Die zweite Abteilung berichtet über die Mißbräuche bei der Lohnzahlung (Berichterstatter Charles Morisseaux); die daraufhin von der Kommission gefaßten Beschlüsse erklären sich gegen das sogenannte Trucksystem. Jeder Vertrag und jede Zahlung, welche nicht baares Geld zum Gegenstande hat, ist bezüglich der Lohnforderung nichtig. Jede Klage des Arbeitgebers auf Bezahlung von Waaren, welche er dem Arbeiter geliefert hat, wird von den Gerichten verworfen. Strafbestimmungen sichern die Beobachtungen dieser Vorschriften, gegen deren Umgehung verschiedene Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Insoweit stimmen die gemachten Vorschläge mit den bereits seit 1869 in Kraft befindlichen Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung überein; sie gehen jedoch nach mancher Richtung noch weiter. So wird namentlich dem Arbeitgeber die Verpflichtung auferlegt, seine Arbeiter mindestens zweimal im Monat abzulohnen, jedoch können auch im voraus mindestens 75 Prozent des voraussichtlich in der ersten Hälfte zu verdienenden Lohnes auf Abschlag gezahlt werden. Auch darf die Lohnzahlung in keinem Wirtshause, Kaufladen oder Magazin erfolgen.

Ein zweiter Bericht derselben Abteilung betrifft die Einrichtung von Ausgleichsämtern (Conseils de conciliation — Berichterstatter Brants); die Kommission läßt die Einrichtung solcher zur Beseitigung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bestimmten Aemter zu, die sich entweder auf ein einzelnes Etablissement oder auf eine ganze Gruppe derselben beziehen können. Die Einrichtung kann von den Beteiligten beantragt werden, sie erfolgt nach gutachtlichem Vorschlagen des Gemeinderats durch Beschluß der Regierung. Es kann aber auch der Antrag von dem Gemeinderat oder bei Streiks und Ruhestörungen von dem Bürgermeister ausgehen. Das Ausgleichsammt besteht aus der gleichen Anzahl von Arbeitgebern und Arbeitern; können sie sich über den Vorsitz nicht einigen, so führt ihn der Friedensrichter oder ein von ihm bezeichneter Abgeordneter. Der Vorsitzende als solcher hat nur beratende Stimme. Die Mitglieder der Arbeitgeber werden von den Beteiligten bezeichnet, die der Arbeiter von den Genossen gewählt.

Ein dritter Bericht derselben Abteilung über die Gewerksvereine (Unions des métiers ou associations professionnelles), von dem sehr verdienstvollen Professor Adolphe Prius abgefaßt, hat noch nicht zu Beschlüssen der Kommission geführt.

Die dritte Abteilung hat bereits sechs Berichte erstattet. Der erste bezieht sich auf die Regelung der industriellen Arbeit. (Réglement du travail industriel — Berichterstatter Baron Arnold t'Kint de Noodenbecke.) Die Kommission verwirft, daß für erwachsene Personen ein Normalarbeitstag durch den Gesetzgeber festgesetzt werde, wohl aber verlangt sie, daß das Gesetz die Gesundheit der Arbeiter schütze.

Dagegen soll den Frauen und Mädchen in den Bergwerken unbedingt die Arbeit unter der Erde untersagt werden. Da jedoch dieser Unfug in Belgien seit undenklichen Zeiten eingewurzelt ist, so wird für die nächste Zeit eine Uebergangsbestimmung vorgeschlagen. Die Kinderarbeit soll eingeschränkt werden. Zwischen zehn und zwölf Jahren können Kinder einen halben Tag lang beschäftigt werden, außer unter Erde; die volle Arbeit wird erst nach dem zwölften Jahre zugelassen, jedoch mit der Maßgabe, daß zwischen zwölf und fünfzehn Jahren der Arbeitstag dreizehn Stunden mit Einschluß von zwei Stunden Ruhe nicht überschreiten darf. Die Nachtarbeit ist den Frauen untersagt. Endlich wird einer Verbesserung der gesundheitlichen Maßregeln das Wort geredet und die Abordnung eines Arbeiters als Mitglied der Ortsgesundheitspolizei befürwortet.

Es bedarf nur eines Blickes auf die §§ 134 ff. der deutschen Gewerbeordnung, um zu erkennen, daß in dieser Hinsicht die Vorschriften der letzteren sehr viel vorteilhafter für die Arbeiter sind. Es giebt bei uns keine Ausnahme davon, daß Kinder unter zwölf Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, es ist Rücksicht auf den Schulbesuch genommen, bestimmt, daß Kinder unter vierzehn Jahren nicht länger als sechs Stunden, junge Leute zwischen vierzehn und sechzehn Jahren nicht länger als zehn Stunden täglich beschäftigt werden. Es ist die Arbeit von Wöchnerinnen während der ersten drei Wochen nach der Niederkunft verboten. Das sind nur die Hauptgrundsätze, die hier bloß erwähnt werden, um daran zu erinnern — was nicht oft genug geschehen kann —, daß alle diese auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen abzielenden Gesetze in Deutschland von der Regierung ausgegangen sind, ohne daß ein äußerer Anlaß — wie z. B. die großen Unruhen in Belgien — vorlag.

Der zweite Bericht derselben Abteilung betrifft die Arbeiterwohnungen (*Logements d'ouvriers* — Berichterstatter Eugène Meunier) und in Verbindung hiermit ist zu erwähnen der Bericht über die Enteignungen (*Expropriations par zones* — Berichterstatter Lammens). Auf Grund des letztern hat die Kommission beschlossen, den Enteigner zu verpflichten, einen Teil des enteigneten Grund und Bodens zur Herstellung von Arbeiterwohnungen zu verwenden, auf dem enteigneten Boden eine gewisse Anzahl Arbeiterhäuser herzustellen und überhaupt nur einen vom Gesetze zu bestimmenden Teil zu bebauen. Diese Vorschläge greifen bereits sehr viel stärker in das Privateigentum ein, als dies in irgend einem Staate der Fall ist, mit Ausnahme Englands, wo jedoch die entsprechenden Vorschriften, deren Ausführung den beteiligten Stadtbehörden übertragen worden ist, im wesentlichen ein toter Buchstabe geblieben sind. Sollte die belgische Gesetzgebung auf diese Vorschläge eingehen, so wird man in ihnen einen sehr beachtenswerten Vorgang zu sehen haben. In unsern größern Städten herrscht das gewiß lobenswerte Bestreben, mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege, den Verkehr und die Sicherheit die alten, meist von den ärmern Klassen bewohnten Teile niederzureißen und an deren Stelle Prachtbauten aufzuführen. Aber keine Vorsorge ist dafür getroffen, wo sich die obdachlosen Armen ansiedeln sollen; sie werden in der Regel in die Vororte gedrängt und erfahren dadurch eine Schädigung in ihren Arbeitsverhältnissen. Auch ist es für die Erhaltung und Anbahnung eines Ausgleiches unter den Volksklassen nicht zu empfehlen, daß die Häuserviertel der Reichen und der Armen wie zwei besondere Gemeinden von einander geschieden sind. Als Heinrich IV. von Frankreich den Plan faßte, Paris zu „hausmannisieren,“ wie dies später Napoleon III. gethan hat, so machte ihm der Vorstand der Pariser Kaufmannsgilde Vorschläge, man solle nicht „die Kleinen auf die eine und die Großen und Behäbigen auf die andre

Seite stellen. Es ist besser und sicherer, wenn alles gemengt ist" (*il ne faut pas que les petits soient d'un costé et les gros et dodus de l'autre. C'est beaucoup mieux et sûrement quand tout est meslangé*). Der Vorsteher François Myron glaubte eine solche Maßregel nicht vertreten zu können und reichte seine Entlassung ein (*je ne veux pas, syre, estre le complice de ceste mesure*). Und der König folgte dem Räte. „Gevatter — schreibt er an Myron —, Ihr seid zwar lebhaft wie ein Maikäfer, aber zuletzt doch ein braver und treuer Unterthan. Seid zufrieden, man wird Euch Euern Willen thun und der König von Frankreich wird noch lange in Eure schöne Schule der Weisheit und Klugheit gehen.“ (*Com-père, Vous êtes vif comme un hanneton, mais à fin de compte un brave et loyal subject. Soyez content, on fera vos vollontés et le roy de France ira longtemps à vostre belle école de sagesse et de prud'homie*.) Mögen sich die modernen Städteverschönerer, vor deren Gleichheitsmaß ja auch manches edle Bauwerk aus alter Zeit zertrümmert werden muß, dieses Beispiel zu Herzen nehmen. Die Vorschläge wegen der Arbeiterwohnungen selbst zielen darauf ab, die Herstellung solcher in jeder Weise zu begünstigen, so bezüglich der Stempel- und Eintragsgebühren, hauptsächlich aber wird es in die Hände der Gemeinden gelegt, Vorschriften zu treffen, welche beim Bau von Arbeiterwohnungen bezüglich der Gesundheit und Reinlichkeit zu beobachten sind.

Ein weiterer Bericht dieser Abteilung bezieht sich auf die Sparkassen (*Caisses d'épargne* — Berichterstatter Kanonikus Henry). Die Kommission empfiehlt den Arbeitgebern, in jeder nur möglichen Weise dafür zu sorgen, daß inmitten der Arbeiter eine Zweigklasse der Sparkassenverwaltung bestehe und die Einlagen auch des geringsten Betrages aufnehme. Auch dieser Vorschlag kann nur gutgeheißen werden, obwohl in Belgien, wo das Postsparkassensystem besteht, ein Bedürfnis nicht in so hohem Grade vorzuliegen scheint. In Deutschland giebt es auf diesem Gebiete noch viel zu thun; leider haben die Vorschläge der Regierung zur Errichtung von Postsparkassen im Reichstage kein Entgegenkommen gefunden und von weiteren Versuchen abgeschreckt.

Endlich liegen noch zwei Berichte derselben Abteilung vor, welche noch keinen Beschluß der Kommission nach sich gezogen haben: ein Bericht über die Frage des Genusses von geistigen Getränken (*Question de l'intempérance* — Berichterstatter de Ribber) und ein Bericht über die in Belgien nach französischem Muster gegründeten Genossenschaften (*Sociétés de secours mutuels*).

Sicherem Vernehmen nach steht noch eine Reihe von Berichten aus. Bei dem Interesse, welches die Arbeiterfrage gerade in dem Leserkreise der Grenzboten gefunden hat, werden wir uns bemühen, auch die weitere Entwicklung der in Aussicht gestellten Berichte und Beschlüsse der Arbeitskommission in Belgien zu verfolgen.

Aldolf Harnack's Dogmengeschichte. Ein Buch von fast 700 Seiten über die „Entstehung des kirchlichen Dogmas“ ist ein Buch für den gelehrten Fachmann, nicht für den bloßen „gebildeten Leser.“*) Und doch hat es eine Bedeutung auch für diesen, wenn er Interesse hat für die Art, wie gegenwärtig ein so schwieriges und umfassendes Gebiet behandelt wird. Die Geschichte der Dogmen ist ein Teil der Kirchengeschichte und hat sich erst spät von dem größern Ganzen so abgetrennt, daß eine zusammenhängende Einsicht in den Gang der Lehrentwicklung

*) Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Prof. Dr. Aldolf Harnack. Erster Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas. Freiburg i. Br., F. C. B. Mohr, 1886.

möglich wurde. Das ist auch in jeder Beziehung völlig begreiflich. Denn zunächst imponirt das Material, das festzustellen und zu verarbeiten war. Die Literatur, aus welcher die Einsicht in das Werden und Wachsen der Dogmen hervorgehen soll, die Feststellung der Zeit, wann die Bücher des Neuen Testaments, der apostolischen Väter entstanden sind, die Feststellung der Zeit, in welcher jene Schriften wirksam geworden sind, die Wechselwirkung dieser Schriften mit den profanen Schriften, alles dieses bietet eine Fülle von historisch-kritischen Schwierigkeiten dar, und man kann nicht behaupten, weder daß dieselben bisher schon gelöst, noch auch, daß die empfindlichen Lücken des Materials ausgefüllt gewesen wären.

Sodann aber galt es, sich frei zu halten in der theologisch-kirchlichen Verwendung dieses endlosen Einzelwissens. Denn wenn überall die Tendenz der gegenwärtigen kirchlichen Stellung die historischen Forschungen auf dem Gebiete des kirchlichen Altertums zu schädigen geeignet ist, so besonders in diesem noch so mangelhaft bekannten und doch so reichen, die Keime jeglichen christlichen Denkens in sich schließenden Zeitraume der ersten 250 Jahre nach dem Tode Jesu. Wie energisch strebt der katholische Geist, in der ersten Kirche alle seine gegenwärtigen Voraussetzungen zu entdecken! Wie ist der Protestant umgekehrt darauf aus, das, was er als urchristlich schätzt, von Anfang an überall verwirklicht zu sehen. Wie hat man sich in der Tübinger Schule bemüht, die auffallendsten Entwicklungsmomente aus Streit und Kompromiß zwischen Paulinischen und jüdenchristlichen Stimmungen und Lehren zu erklären! Und daneben machte sich eine philosophisch-theologische Ansicht breit, die in Anlehnung an Hegel sich die Notwendigkeit der Einzelforschung gern verhehlte und geneigt war anzunehmen, daß die unvermeidlichen Gegensätze der christlichen Auffassung durch ein dialektisch-religiöses „Schicksal“ sich im Laufe der Zeit von selbst zum Richtigen geeinigt und sich hinaufgeläutert hätten in der Art, daß die spätern Stufen stets die „Wahrheit“ der frühern in sich enthielten. Dies System, das, von seinem großen Urheber angewandt, uns so manches Schöne und Tiefinnige gebracht hat, enthüllte sich doch später als eine sehr subjektive Methode, und man mußte es preisgeben. Nur der religiöse, still nebenhergehende Gedanke erhielt sich, daß Gott auch im Reiche des Denkens „im Regiment sitze,“ aber es wurde durch den Einfluß der strengern Methode geschmacklos gefunden, Begreifen und Ideen ein eignes Leben (ein Umschlagen, Differenzieren, Regieren u. s. w.) zuzuschreiben. Man gewöhnte sich wieder, die persönlichen Menschen mit ihren geistigen Inhalten als Träger der Ideen anzusehen und die nachweislichen Wechselwirkungen dieser Menschen bei allen Entwicklungen im Reiche des Gedankens zur Erklärung herbeizuziehen. Das ist viel mühsamer, als es einem geistreichen Manne wird, mit Vernachlässigung dessen, was sich nicht fügen will, in dem Entwicklungsgange menschlicher Vorstellungen eine ungefähre Entwicklungsreihe zu entdecken. Und es darf uns nicht wunder nehmen, daß, wie auf andern Gebieten, z. B. der Psychologie, die wirkliche Wissenschaft sich noch nicht an alle Probleme wagt, welche der Phantasie des homerischen Menschen vertraut waren, so auch die vorliegende Theorie der Entstehung des christlichen Dogmas noch nicht die ästhetische Eleganz darbietet, welche ältere, nach Hegel gearbeitete dogmengeschichtliche Versuche hie und da so auszeichnet.

Dafür stehen wir aber auf dem Boden zuverlässiger Einzelforschung, die auch ihre unvermeidlichen Lücken offen bekennet. Es gewährt eine sittliche Befriedigung, bei Harnack zu sehen, wie er sich bei jedem Schritt kontrolirt, ob er nicht zu viel sagt. Sein Werk ist dadurch dem Laien zu undurchsichtig geworden, aber es hindert nichts, anzunehmen, daß in späterer Zeit, wenn erst die Arbeit im wesentlichen

vollendet sein wird, die Gerüste der Arbeit abgebrochen werden und auch dem Gebildeten der Sinn des Ganzen werde deutlich werden.

Wir können uns hier nur auf wenige Dinge einlassen, die Harnack's Schrift in ihrem ersten Teile bringt. Vor allem ist wichtig, daß Harnack nicht von vornherein annimmt, das Gedankenleben der ersten Gemeinde müsse jedenfalls von den Urkunden des neuen Testaments bestimmt worden sein. Die Thatsachen sprechen eben dagegen, und die sind entscheidend; insbesondere die Schriften des Paulus sind erst auffallend spät ein zum Teil abänderndes Element in den dogmatischen Vorstellungen der Christen geworden. Desto fester steht der alles überragende Einfluß Jesu selbst und des Alten Testaments, das geradezu als christliches Buch galt. Die Gläubigen sind jetzt die Gemeinde Gottes, das wahre Israel; das jüdische Volk aber, das in seinem Unglauben verharret, ist die „Synagoge des Satans.“ So ist das Christentum bei aller Verehrung des Alten Testaments antinational, antijüdisch. Und gerade wie das Wesen der Reformation nicht zunächst in einer neuen Lehre, sondern in der Trennung von der alten Kirche besteht, so das Urchristentum in der Losfagung von der Synagoge. Auch das stimmt in beiden Fällen, daß die Absicht der Trennung noch lange Zeit brauchte, um sich ganz zu verwirklichen. Und diese Verwirklichung bietet eben beim Christentum das größte Interesse. Man kann sie in zwei großen Momenten erkennen. In den Jahren von 100—250 kommt man von einzelnen Gemeinden, die von individuell und enthusiastisch wirkenden Männern gebildet und gefördert werden, zu einem politisch-kirchlichen Gemeinwesen und Kultusganzen, das von einer neuen Offenbarungsurkunde, dem Neuen Testament, und unter Priestern geregelt wird. Und zwar ist der Geist, der jetzt überwiegt und der den Enthusiasmus ersetzt hat, im wesentlichen dem Boden der griechischen Bildung entsprossen. Nicht als ob darin ein Sprung wahrzunehmen wäre. Von Anfang an mußte der griechische Boden auf die Christen umso sicherer wirken, als eben die jüdische Synagoge trotz des so hoch geschätzten Alten Testaments abgewiesen wurde. Eine sehr wichtige Vermittlung lag hierbei in denjenigen Juden, die schon längere Zeit hindurch, namentlich in Alexandrien, die griechische Bildung und Philosophie auf sich hatten einwirken lassen.

Alle diese Faktoren werden nun von Harnack im einzelnen besprochen. So das Evangelium Jesu Christi in seiner so einfachen Verkündigung. Es muß auf manche heutige Christen sehr ernüchternd wirken, wenn sie sich klar machen, was sie in diesem Evangelium nicht finden. Wir lesen das Neue Testament ja unter reich ausgebildeten, modern-christlichen Voraussetzungen und haben Zuspißungen gewisser Lehren, z. B. von Sünde und Gnade, in uns, die wir mit einer gewissen Verwunderung bei dem Erlöser noch garnicht finden. Aber es ist einmal so. Wie klar es ist, daß die Gläubigen in Jesu alles haben, so ist doch dies „Alles“ erst herauszuarbeiten, ja der nächste Zeitraum bleibt auffallend weit hinter dem zurück, was uns so natürlich aus dem Evangelium Jesu zu folgen scheint. Nicht freilich in der sittlichen Absicht, die brüderliche Liebe ist lebendig, die letzten Dinge, die man bald erwartete, gaben allem ein enthusiastisch erhabenes Gepräge. Auch in der Lehre war es gewiß, daß Jesus der Christ sei und daß sein Tod die Sündenvergebung bewirkt habe, die in der Taufe gespendet werde; aber wie vieles bleibt ganz unerwähnt, wie viel andres bleibt unklar!

Allmählich dringt nun der beste Bestandteil der griechischen Bildung in die Christengemeinde. In Verbindung mit der hebräischen Spruchweisheit schafft sich die christliche Bildung aus den griechischen Klassikern eine Sammlung von „einfachen, festen und eindrucksvollen“ Sittenregeln, und dies Geschenk erspart dem

jugendlichen Christentume eine Arbeit, „die erfahrungsmäßig erst in Menschenaltern ausgeführt werden kann.“ Denn hier reichten die Sprüche der Bergpredigt nicht aus. Während man sich die feste Einprägung und Befolgung der Sittengebote Christi, sowie die Erweckung des sichern Glaubens an Christum angelegen sein ließ und in dieser Hinsicht Schwanken und Verschiedenheiten ausschloß, gab es im Sinne einer geschlossenen Theorie überhaupt keine in den Gemeinden gültige Glaubenslehre; die Spekulationen auch nahe verbundener christlicher Schriftsteller in dieser Periode weisen die größten Verschiedenheiten auf; die schrecklichen oder trostreichen Phantasien über die Zukunft galten ebensowohl für heilige Erkenntnisse wie die verständigen und nüchternen Reflexionen und die erbaulichen Deutungen alttestamentlicher Sprüche. Die Sorglosigkeit, mit der Gott und Jesus für einander gesetzt werden, zeigt, wie wenig Bedürfnis nach logischer Schärfe in diesem Gebiete bestand; doch zeigt sich wenigstens im ersten Jahrhundert nirgends ein sicheres Beispiel, daß direkt zu Jesu gebetet worden wäre. Entweder nahm man an, Jesus sei ein Mensch, den Gott erwählt und wegen seiner Bewährung adoptirt und in eine Herrscherstellung gesetzt habe, oder Jesus sei ein himmlisches Geistwesen, das höchste nach Gott, das Fleisch angenommen habe und wieder in den Himmel zurückgekehrt sei. Daß diese beiden Auffassungen sich streng genommen ausschließen, war nicht bekannt; von zwei Naturen in Jesu war noch nicht die Rede. Jesus als einer puren Menschen zu bezeichnen, war stets anstößig gewesen, viel eher konnte man ihn Gott gleichsetzen. Von der Himmelfahrt Jesu stellt Harnack fest, daß sie weder bei Paulus, noch bei Clemens, Ignatius, Hermas vorkommt und keinesfalls zu der ältesten Verkündigung gehört hat. Das ist wieder ein ernüchternder Umstand für viele. Vor Jahren, als ein Konsistorialpräsident den alten Dr. Sydow zu Berlin auf Kezerei inquirirte und mit schmerzlichem Bedauern die Frage an ihn richtete: Also Herr Doktor, Sie glauben nicht an eine leibliche Himmelfahrt Jesu? da war es ihm wohl nicht gegenwärtig, daß jene ohne Zweifel kundigen Christen, Paulus und die andern genannten, die Himmelfahrt Jesu nicht zu kennen scheinen. Auch wohl nicht der Umstand, daß Lukas die Himmelfahrt auf den Auferstehungstag verlegt, andre zwischen beiden Ereignissen vierzig Tage, andre achtzehn Monate, andre fünfhundertfünfundvierzig Tage, andre elf Jahre verstreichen lassen. Das ist nun alles zwar nicht maßgebend für die endliche Fassung der Dogmatik, aber es lehrt uns eine gewisse Bescheidenheit in Bezug auf das Maß unsers Wissens von den Heilsthatsachen. Ebenso lehrreich ist für die gegenwärtige Ueberladung der Abendmahlsbegriffe die einfache Art der urchristlichen Kultushandlungen und ihre Auffassung, wie sie namentlich aus der jüngst aufgefundenen „Lehre der zwölf Apostel“ sich klar ergiebt (Harnack, S. 152).

Doch es verbietet sich von selbst, dem Verfasser hier in seine Untersuchungen zu folgen. Das muß an andern Orten geschehen. Wir haben überall den Eindruck, daß hier wieder ein Beispiel echt deutscher Gründlichkeit vorliegt, dem auch die Gabe klarer und würdiger Rede nicht fehlt. Der Verfasser ist in seinem ganzen Gebiete selbständig. Am meisten hat uns seine Behandlung von Clemens Alexandrinus und Origenes angezogen. Bei seinem Kapitel über Methodius müssen wir ihm zustimmen, daß hier ein Haltepunkt gemacht werden muß und nicht erst nach frühern Brauche bei Johannes Damascenus. Schon bei Methodius sind alle Voraussetzungen der mittelalterlichen Theologie vorhanden. Möchte es dem Verfasser, der unlängst von Gießen nach Marburg berufen worden ist, beschieden sein, in der neuen Heimat sein Werk rüstig zu fördern und bald zu vollenden.

Albrecht Adams Selbstbiographie. Künstler sind im allgemeinen schreibseliger, als man glaubt und als es sich mit Ausübung ihrer Kunst verträgt. Wenn wir von Ghiberti, Leonardo da Vinci und Cellini ab alles zusammenstellen wollten, was Künstler über sich, ihr Leben und ihre Kunst geschrieben haben, würde eine sehr ansehnliche Bibliothek herauskommen, auch wenn wir die unüberlegten Broschüren und Zeitungsartikel nicht hinzurechneten, in denen Künstler der Gegenwart ab und zu ihren Ingrimms über die schlechte Welt und die hartherzigen Kritiker im besondern Lust machen. Wir denken dabei auch nicht an die großen von Künstlern verfaßten biographischen Sammelwerke, welche, von Vasari bis auf Friedrich Pecht reichend, sich nunmehr schon durch drei Jahrhunderte hindurchgewunden haben, ohne daß ein Nachfolger seine Vorgänger an der Gabe historisch-kritischer Darstellung übertroffen hätte, auch nicht an solche Künstler, die, wie Friedrich Müller (der Maler Müller), Balthasar Dunker, Robert Reinick, Arthur Fitger und Wilhelm Busch, zugleich die Poesie pflegten und pflegen, sondern wir haben nur Selbstbiographien und Traktate von Künstlern über ihre Kunst im Sinne.

Wir Deutsche sind mit solchen Selbstbiographien ganz besonders gesegnet. H. Holland, der Herausgeber der neuesten Selbstbiographie eines Künstlers,^{*)} führt in der Vorrede zu derselben nur einen kleinen Teil an, wenn er die Namen Eduard Hildebrandt, Karl Blaas, Reinhard Sebastian Zimmermann, Theodor Horschelt und Ludwig Richter nennt. Eduard Hildebrandts „Reise um die Erde“ gehört garnicht einmal in diese Reihe, da ihre schriftstellerische Fassung im wesentlichen von Ernst Kossak herrührt. Dagegen sind die mehr oder minder fragmentarisch gehaltenen Selbstbiographien und Lebenserinnerungen von Johann Gottfried Schadow, von der Malerin Luise Seidler, von Führich, Rietschel, W. von Kugelgen, Anselm Feuerbach u. a. nicht nur wertvoll für die Kenntnis ihrer Autoren und der Zeit, in welcher sie lebten, sondern einige sind auch in der Form Muster biographischer Darstellung. Wenn der Deutsche ein fleißigerer Buchhändler wäre, etwa so fleißig wie der Franzose, so würde es ein dankbares buchhändlerisches Unternehmen sein, diese Selbstbiographien in einer Bibliothek, zu einem „modernen Vasari,“ zu vereinigen. Dazu müßten auch einige Briefsammlungen treten, wie z. B. die Briefe M. von Schwinds und die Julius Schnorrs, welche sein Sohn, der Dresdner Bibliothekar, im vorigen Jahre musterhaft, unter Beschränkung auf die zum Verständnis des Textes unumgänglich nötigen Anmerkungen, herausgegeben hat.

Auch H. Holland, der Herausgeber der Selbstbiographie des Münchener Schlachtenmalers Albrecht Adam, hat „dem Texte, außer den Anmerkungen, nichts hinzugethan, nur durchgehends behutsam geglättet und allzu Familiäres gekürzt,“ wie er in der Vorrede angiebt. Die ursprüngliche Frische und Naivität der Darstellung ist dadurch gewahrt worden, und wenn dieselbe auch gerade keine künstlerischen Vorzüge besitzt und bei weitem nicht so durch feinsinnige Beobachtungen und Betrachtungen fesselt, wie z. B. die Art der Erzählung in Ludwig Richters Erinnerungen, so hat sie doch auch ihre Reize, welche zum Teil im Stoffe, zum Teil in der anziehenden Persönlichkeit des Erzählers liegen, der sich aus eigener Kraft zu einer angesehenen, künstlerischen Stellung emporschwang, ohne von der Bescheidenheit, ja Demut seines Wesens etwas einzubüßen.

Adams Selbstbiographie zerfällt in zwei große Partien von ungleichem Interesse. Die erste schildert seine Teilnahme an den Napoleonischen Feldzügen in den Jahren

^{*)} Albrecht Adam (1786–1862). Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhang. Herausgegeben von Dr. H. Holland. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886.

1809 und 1812 bis zur Katastrophe in Moskau, von wo er auf eigne Faust unter hundert Gefahren noch zur rechten Zeit die Rückreise antrat, bevor er in den schreckensvollen Rückzug der großen Armee verwickelt wurde. In dem ersten Feldzuge ein Schüler des bayerischen Generals Grafen Froberg, später als Maler im Solde des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, hatte er Gelegenheit, allen größern Schlachten und Gefechten von sichern Beobachtungsposten aus beizuwohnen und einen tiefen Einblick in das französische Heerwesen und in die Taktik und das Gebahren Napoleons zu gewinnen. Insbesondere durch die Mitteilungen aus dem russischen Feldzuge wachsen seine Aufzeichnungen über das rein Persönliche in den Rahmen geschichtlicher Memoiren hinein, und diese und jene Einzelheit, z. B. die Schilderung der Schlacht von Borodino und des Brandes von Moskau, wird auch dem Geschichtsschreiber wertvolles Material bieten. Das Künstlerische tritt hier hinter dem Gang der geschichtlichen Ereignisse zurück. Nur in den beiden einleitenden Kapiteln schildert Adam seine künstlerische Entwicklung, welche im wesentlichen eine autodidaktische war. Von seinem Vater, einem Konditor, für den gleichen Beruf bestimmt, konnte er sein früh erwachendes bildnerisches Talent nur in wenigen Aufsestunden fördern. Seine ebenso frühzeitig sich offenbarende Liebe zu Pferden führte ihn nach dem Marstalle des nahe bei seiner Geburtsstadt Nördlingen gelegnen Schlosses Wallenstein, und hier malte er mit achtzehn Jahren ein Gruppenbild der vier Prinzen zu Pferde und eine Reihe der schönsten Pferde mit Reitknechten in Aquarell, welche als „treffliche Jugendarbeiten“ des Meisters bezeichnet werden. Im Jahre 1804 ging Adam, noch als Konditorgehilfe, nach Nürnberg, wo ihn jedoch die Bekanntschaft mit dem Direktor der Zeichenschule, Christoph Zwinger, schon nach wenigen Monaten zur Aufgebung seines Handwerks bestimmte. Jetzt zeichnete er nach Handzeichnungen älterer Meister, nach Gipsabgüssen und nach dem lebenden Modell, erhielt auch von Zwinger die erste Unterweisung in der Delmalerei. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich in den Abendstunden durch die seltsamsten Handtirungen. Er machte hölzerne Formen für Konditoren, schnitzte Tiere, menschliche Figuren, ganze Jagden u. dergl., die er auch bemalte, für Spielwaarenmagazine, radirte Blätter für Buchhändler und malte Porträts in Del. Im Jahre 1806 ging Adam nach Augsburg, wo er sich besonders durch Porträtmalen ernährte, und im Herbst 1807 siedelte er nach München über. Hier bildete er sich durch Kopien niederländischer Meister, besonders des ihm kongenialen Wouverman, weiter und bestritt zugleich durch den Verkauf von Kopien die äußerst geringen Kosten seines Unterhalts — er brauchte 24 Kreuzer täglich —, bis er in dem Grafen Froberg einen wohlwollenden Beschützer fand.

Aus den Schilderungen, welche Adam von seiner Jugend entwirft, von dem mannichfaltigen Frohdienste, der aber niemals seinen Lebensmut niederdrückte, könnten viele unsrer Künstler eine Lehre ziehen. Auch heute sind die Wege zur Kunst für ihre Jünger mit Dornen besetzt, und Not und Elend sind nur zu oft ihre Begleiter. Aber nur wenige sind es, die den Mut oder die Selbstüberwindung besitzen, mit allen Mitteln, wie es Adam gethan, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Bei Bildhauern kommt es schon häufiger vor, daß sie sich, wenn die Not drängt, in den Dienst des Kunsthandwerks oder des Baugewerkes stellen. Dagegen können sich unsre Maler in Fällen der Not nur schwer entschließen, den stolzen Namen eines Historien- oder Porträtmalers zeitweilig abzulegen und sich als Lithographen, Radirer, Illustrierten, Musterzeichner u. dergl. durchzuschlagen. Freilich war auch Adams Bedürfnislosigkeit groß, und man erfährt auch nicht, daß es seine erste Sorge gewesen wäre, nachdem er zu einigem Wohlstande gelangt war,

sich ein „stilvolles“ Atelier einzurichten und mit orientalischem Luxus auszustatten.

Durch den Grafen Froberg wurde Adam, wie bereits erwähnt, in den Stand gesetzt, den Feldzug Napoleons gegen Oesterreich im Jahre 1809 mitzumachen. Er kam bis nach Wien, und hier geriet er in den Strudel der französischen und bayerischen Offiziere hinein, welche ihn derartig mit Aufträgen, meist Porträts, überhäufte, daß er an eine Rückkehr nach München und eine ruhige Fortsetzung seiner Studien nicht denken konnte. „Hätte ich im Buche der Zukunft lesen können — sagt er in richtiger Selbsterkenntnis —, so wäre ich wohl zufrieden mit dem, was ich gesehen, erlebt und in mich aufgenommen hatte, nach München zurückgekehrt, um mich, meinem innern Drange zu genügen, einem ernstern und tiefern Studium der Kunst hinzugeben; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ich auf diesem Wege ein größerer Künstler geworden wäre. Aber mein Glück war mir vorausgeeilt, zu früh wurde ich in das große Leben hineingeworfen. Ich war für dieses nicht reif und vorbereitet und verlor dadurch zu viele Zeit für das Studiren ernsterer und höherer Zwecke. Ich konnte den Zwiepalt in meiner Brust nicht loswerden, welcher mich in die Ferne trieb und auf der andern Seite wieder zu einem stillen, ernstern Kunsttreiben zurückzog.“ In Wien machte Adam auch die Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Leuchtenberg, vielleicht des einzigen unter den höhern Offizieren Napoleons, dem es mit der Kunstliebe Ernst war. Der Prinz nahm den jungen Künstler als Hofmaler in seine Dienste, und in dieser Eigenschaft verlebte Adam den größten Teil der Zeit bis zum Ausbruch des russischen Krieges in Mailand, wo der Prinz als Vizekönig residierte.

Der Uebergang zu dem zweiten Teile von Adams Erinnerungen bildet eine Schilderung des Künstlerlebens in München, wohin er im Sommer 1815 von Mailand übersiedelte, und seiner Thätigkeit bis zum Jahre 1848. Dieser Abschnitt ist wegen der feinen Bemerkungen Adams über die Münchener Künstler dieser Periode von Wichtigkeit, und Holland hat sich redliche Mühe gegeben, diese Bemerkungen durch biographische Nachweise zu vervollständigen. Der zweite Hauptteil des Buches erzählt die Erlebnisse Adams auf seinen Reisen und während seines Aufenthaltes in Oberitalien, welche in die Jahre 1848 bis 1850 fallen. „Es schmerzte mich immer im Stillen — schreibt er —, daß in Oesterreich gar nichts geschah, Tüchtigkeit der Tapferkeit der österreichischen Truppen zu verherrlichen. Ein einziges Bild aus dem Feldzuge von 1813 bekam ich im Auftrage des Fürsten Windischgrätz zu malen. Umso begieriger ergriff ich deshalb die Ereignisse des Jahres 1848 in Italien. Nicht Spekulation, sondern Begeisterung für die deutsche Sache trieb mich dorthin; es war mir, als hätte ich eine alte Schuld abzutragen. Nach meiner Rückkehr aus Italien hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, daß mir dieser Schritt als eine Art Demonstration für die gute Sache angerechnet wurde; besonders bemerkte ich dies an König Ludwig. Von nun an richtete er seine Aufmerksamkeit auf meine Werke und beglückte mich mit seiner besondern Gunst.“ Troß der Begeisterung, mit welcher Adam noch als Sechziger an neue, große Aufgaben ging, bietet dieses Kapitel seiner Erinnerungen schon deshalb ein geringeres Interesse, weil er den Schlachten, die er darstellte, nicht persönlich beigewohnt, sondern nur nachträglich das Terrain studirt und die Mitteilungen von Augenzeugen und Mitkämpfern benutzt hatte. Wenn sich gleichwohl Gemälde wie die Schlachten bei Custoza und Novara durch Lebendigkeit der Schilderung, Uebersichtlichkeit der Komposition und Vollendung des technischen Vortrages in hohem Grade auszeichnen und unter den zahlreichen Schöpfungen Adams die erste Stelle

einnehmen, so ist ein großer Teil an solchem Verdienste seinem Sohne Franz beizumessen, der mit einer bei Künstlern äußerst seltenen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit seinem Vater zur Hand ging und nicht nur seine Kompositionen ausführte, sondern auch die Studien dazu lieferte. Holland berichtet, daß Franz Adam „im Atelier des Vaters die eigne Jugend und den größten Teil seiner Thätigkeit opferte, lange Zeit bald die rechte oder die linke Hand des Vaters bildete und daraus erst langsam und mühsam den eignen guten Namen zu Tage brachte, welchen er allein früher schon errungen hätte.“ Albrecht Adam gesteht selbst ein, daß sein Sohn, „ein in allem, was er anfaßt, sehr genialer Mensch, ein wahrer Feuergeist,“ großen Einfluß auf ihn gewonnen habe, und er freut sich, wenn sein Sohn gut findet, was er gemacht hat. In der That war Franz Adam der genialste der ganzen Familie, welcher auch seinen Vater weit übertraf. Es war ihm noch vergönnt, eine Reihe von Motiven aus dem letzten französischen Kriege zu behandeln und durch die Wucht und die dramatische Kraft seiner Darstellung, die Größe der Auffassung und einen glänzenden koloristischen Vortrag das moderne Schlachtenbild auf die Höhe des historischen Stils zu erheben. In den Werken von Albrecht und Franz Adam spiegelt sich die Entwicklung eines Zweiges der Malerei fast während eines ganzen Jahrhunderts wieder. U. X.



Literatur.

Statistische Zusammenstellung der Wahlen zum deutschen Reichstage seit 1871. Nach amtlichen Quellen von A. Frieß. Frankfurt a. M., W. Kommel, 1886.

Eine Arbeit, welche namentlich für Parlamentarier aller Sorten sowie für Redakteure, Leitartikelschreiber und Leute von ähnlichem Berufe Wert und Interesse haben wird. Zwar hatte man bisher schon Bücher, welche die Reichstagswahlen behandelten, aber Uebersichten, welche die Wahlbewegung in den einzelnen 397 Wahlkreisen des Reiches während der Legislaturperioden seit dem Bestehen des letztern in tabellarischer Form erkennen lassen, werden hier zum erstenmale geboten. Als Anhang und Ergänzung folgen 12 weitere Tabellen (über die Stärke der Parteien im Reiche, über die der Konservativen, der Reichspartei, der Liberalen, der Nationalliberalen, der Fortschrittler, des Zentrums, der Sozialdemokraten unter den Gewählten von 1871 bis 1884 in Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberg, Hessen, den kleinern altdeutschen Staaten und den Reichslanden u. dergl.), welche die Wahlbewegung im ganzen wieder spiegeln und mit einer Uebersicht über die Ergebnisse der sechs Wahlkampagnen von 1871 bis 1884 schließen. Wir teilen aus letzterer mit, daß die Bevölkerung während der beiden ersten Wahlen rund 41, während der beiden letzten etwa 45 Millionen betrug, und daß sich von den Wahlberechtigten im Jahre 1871 52,1, 1874 62,1, 1877 ebenfalls 62,1, 1878 63,9, 1881 nur 85,6 und 1884 62,2 Prozent ihres Stimmrechtes bedienen.

Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1884 von Alfred Rambaud. Deutsch von C. Steined. Berlin, A. Deubner, 1886.

Eine wissenschaftlich wertvolle Geschichte Rußlands in dem Umfange, wie ihn der Titel dieses Buches bezeichnet, kann es aus verschiedenen Gründen noch nicht geben. Doch haben wir eine große Anzahl von Vorarbeiten über einzelne Parteien